Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 39 — Sonntag, den 22. September 1935

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Hopfenernte im benachbarten Böhmerland

Marienhof / Erzgebirgische Novelle von Bruno Grabeis

Dort, wo das Gebirge in langen Linien von der Ebene aus emporsteigt (es ist eins der noch weniger bekannten deutschen Mittelgebirge), wo es sich sammelt in der waldbedeckten Rundung einer größeren, mit einer Aussichtswarte bestandenen Vorhöhe, und wo es wieder hinabgleitet, um nach Süden zu abermals emporzusteigen, liegt der Marienhof, ein gastliches Anwesen, das schon seit Jahrhunderten zu derselben Familie gehört hat.

Es liegt dem Gebirge selbst zugewandt, als ob es seine Zugehörigkeit zu ihm offen aussprechen wollte. Nicht zu der Ebene, die von der Vorhöhe aus in dämmernder Geschäftigkeit zu sehen ist, und zu der sich vom Gebirge aus die Landstraße fast gradlinig herabzieht. Von der Terrasse des Anwesens, auf der fast täglich Gäste zu finden sind, schaut man vielmehr nach dem Kamm der Bergwelt selbst, wo sich hinter einer Reihe von waldbedeckten Vorhöhen die zweigipflige höchste Erhebung des Gebirges für den Blick auftut — wohltätig sich nach allen Seiten fast strahlenförmig verbreiternd, bis die letzten Ausläufer vor den Hütten der Menschen haltmachen, die hier angesichts des fast noch unberührten Waldgürtels ihre Siedlungen errichtet haben. Nach Osten zu gleitet der Blick von dem Anwesen nach dem nächsten Flußtal hinunter. Ein Gebirgswasser windet sich hier durch die letzten Hindernisse und Felsen hindurch, um sich dann ungestört in der Ebene ausdehnen zu können. Auch hier begleitet der Wald den Blick bis ins Tal hinab. Nur hier und da ist er ein Stück gelichtet, um dem oder jenem Dorfe Platz zu machen. Nach Süden zu bleibt er an einer alten Bergstadt hängen, deren Häuser sich fast ängstlich um die Stadtkirche und das altertümliche, beinahe vierschrötige Rathaus drängen, die seit Jahrhunderten zu dem Bilde des Städtchens gehören. Es ist ein wundersames Erlebnis, wenn sich am Sonntagmorgen der Klang der alten Bergglocken mit den feinen, fast zirpenden Glöckchen aus den umliegenden Dörfern vermischt. Es ist wie ein Singen und Klingen in der Luft, das sich in großen Schwingungen nach der reichgestalteten Bergwelt ausbreitet — bis hinüber zu der höchsten Erhebung des Gebirges, wo es in der großen Andacht erstirbt, welche die Erhabenheit der dort fast unberührten Natur mit sich bringt.

Auf der Terrasse dieses Anwesens saß an einem solchen Sonntagsmorgen der amerikanische Kaufmann Mister John White, der erst vor ein paar Tagen dort seinen Einzug gehalten hatte. Einen Einzug, über den die einfachen Bewohner des Hauses nicht genug hatten staunen können. Denn in seiner Begleitung traf eine ganze Karawane von Koffern und Köfferchen ein, und selbst, als das Personenauto, das einmal am Tage von der Ebene heraufkam, am Nachmittage eintraf, brachte es noch eine Anzahl von Gepäckstücken mit, die zu dem Haushalte Mr. Whites gehörten. Man zerbrach sich im Hause nicht lange den Kopf damit, sondern verstaute die Koffer, so gut es ging, in den beiden Zimmern, die der Fremdling aus Amerika auf längere Zeit für sich in Anspruch nahm. Ein Teil verschwand sogar in dem stallähnlichen Vorgebäude, in welchem der einzige männliche Bediente hauste, ein derber, in Gebirgstracht umherlaufender Hausknecht, der, im Munde beständig die Pfeife, nur soviel redete, als unumgänglich notwendig war. Mit seinen kräftigen Armen schien er für die schwere Arbeit wie geschaffen zu sein; auch als Holzfäller leistete er dem Anwesen gute Dienste. Im übrigen waren es nur der schon ältere Wirt nebst seiner Gattin, die den Hof bewohnten, sowie Marie, ihre einzige Tochter — die Küche besorgten zwei Hausmädchen, deren etwas derbere Gesichtszüge deutlich ihre Herkunft aus der Wald- und Gebirgsgegend verrieten.

Man merkte es den Gästen an, daß sie nicht wenig über die Veränderung erstaunt waren, welche der Einzug des amerikanischen Fremdlings in ihrer Häuslichkeit mit sich gebracht hatte. Der Marienhof galt in der Umgegend des Bergstädtchens als Gaststätte, die besonders am Sonntag gern aufgesucht wurde. Es kam dann wohl vor, daß in der Veranda des Anwesens kein Platz mehr zu haben war. Der fürsorgliche Wirt hatte denn auch neben dem Hause unter den alten Lindenbäumen Tische und Stühle aufgestellt, wo sich die Gäste häuslich niederließen. Einen Teil des Geländes neben dem Hause hatte er zu einer Terrasse ausbauen lassen, von wo ein weitreichender Blick über das Waldgelände bis hinab nach dem Flußtal möglich war. Aber an Wochentagen war in dem Gasthause eine fast idyllische Ruhe, die nur von wenigen Besuchern unterbrochen wurde. Die Kuckucksuhr tickte gemächlich in der mit Holzverschalung ausgelegten Gaststube, wo an den Wänden Geweihe und Bilder vom Gebirge die Traulichkeit und Ursprünglichkeit des Raumes erhöhten. Gelegentlich kamen ein paar Besucher von der Bergstadt herüber, um hier vor dem letzten Anstieg zur Höhe auszuruhen, oder ein paar Wanderer, die von der Ebene nach dem Gebirge strebten. Mitunter verlangte ein Fuhrmann mit rauher Stimme nach einem stärkenden Getränk, oder es kam der Förster des benachbarten Reviers, um für einige Zeit im Marienhof eine Pfeife zu rauchen. Einige Sommerfrischler fanden sich alljährlich wie Zugvögel in dem Anwesen ein, um für einige Zeit, den großen Städten entronnen, in dem Waldreichtum des Gebirges äußere und innere Erholung zu finden. Aber das war auch alles — der Umsturz, der mit der Ankunft des Amerikaners über das Anwesen hereingebrochen war, war einzigartig genug, um den Ursachen nachzugehen und sich über die Handlungsweise und Lebensweise des Fremdlings den Kopf zu zerbrechen.

Mister John White, wie er sich ins Fremdenbuch eingetragen hatte, war in Ohio (USA.) ansässig, wo er vom Vater ein ansehnliches Geschäft ererbt hatte. Er stammte aus einer ursprünglich deutschen Familie, die im 18. Jahrhundert dort eingewandert war und es rasch zu Ansehen und Wohlstand gebracht hatte; man brauchte nicht allzu sprachkundig zu sein, um unter dem amerikanischen Namen noch das deutsche Weiß durchschimmern zu sehen. Seine Vorfahren waren in der großen Kreisstadt ansässig gewesen, die sich am Fuße des Gebirges erhebt. Mancher von ihnen hatte im Rate der Stadt und im kirchlichen Leben einen ansehnlichen Namen gehabt. Aber sie waren kurz vor Beginn der napoleonischen Kriege nach Amerika ausgewandert, da eine Stockung im Handelswesen den damaligen Inhaber der Firma fast um sein ganzes Vermögen gebracht hatte. So waren sie nach der neuen Welt gekommen, wo sie bald zu neuem Wohlstand, ja zu einem Reichtum gelangten, der hinfort unverlierbar zu dem Auftreten der Familie gehörte. Nachdem die Whites,

wie sie sich jetzt nannten, einmal in der amerikanischen Stadt festen Fuß gefaßt hatten, kauften sie ein Haus nach dem anderen, sodaß sie bald in den Besitz eines großen Häuserblocks gelangten und auch in den Verwaltungsangelegenheiten Ohios eine wichtige Rolle spielten. Einer der Vorfahren Johns war erster Bürgermeister gewesen. So genossen die Whites noch zu seiner Zeit das Ansehen, das ihnen ihrer Bedeutung entsprechend zukam. An ihrer deutschen Abkunft hatte die Familie immer festgehalten, wie denn auch die Kinder das Deutsche neben der amerikanischen Muttersprache lernten. Allerdings kam es nur noch selten vor, daß das eine oder andere Mitglied auf einer Geschäftsreise Deutschland berührte. Einige Bilder aus der ursprünglichen Heimat gehörten noch immer zum Hausrat, aber schon vergilbt, da man für eine Erneuerung nicht Sorge getragen hatte. Nur die Erinnerung lebte fort, daß der Ahnherr der Familie ein Deutscher gewesen war — im übrigen lebte man in Amerika, wo man sich wohlfühlte, und wer in aller Welt wird die Stätte, der er Wohlhabenheit und sichere Existenz verdankt, mit einer solchen von nebelhafter Erinnerung aus irgendwelchen weit zurückliegenden Tagen vertauschen wollen?

So wuchs auch John in den Anschauungen seines Landes heran. Er verhieß bereits in seiner Jugend das zu werden, was seine Familie von ihm erwartete, nämlich ein tüchtiger Kaufmann, der das ihm anvertraute Familiengut mehrte und, wenn es möglich war, in doppelter Vergrößerung seinen Erben hinterließ. Einige Reisen führten ihn durch die Vereinigten Staaten, wobei der Besuch der Geschäftsfreunde das Wichtigste war. Er lernte Menschen und Sitten kennen, aber nur soweit, als es für seinen Beruf förderlich erschien. Er streifte durch die Rocket Mountains und weilte in den paradiesischen Gefilden Kaliforniens, aber nur deshalb, weil sie ihm für kurze Zeit Ausspannung von dem Jagen und Hasten der beruflichen Tätigkeit verhießen. Er hatte sich sogar bereits unter den Töchtern des Landes umgesehen, obgleich er eben erst das zwanzigste Lebensjahr überschritten hatte. Aber die Erwägungen, die damit für das Geschäft verbunden waren, hatten ihn bisher noch zu keiner engeren Wahl kommen lassen. So floß sein Leben in der gleichmäßigen Erfüllung seiner Pflichten als Kaufmann dahin, bis ein Ereignis ihn in dieser Hinsicht stark beunruhigte. Er ahnte nicht, daß damit eine Wandlung in seinem Leben verbunden war, der er sonst nicht zugänglich gewesen wäre.

Es betraf das den Weltkrieg, der auch an Amerika nicht spurlos vorüberging, sondern im Gegenteil empfindlich in Mitleidenschaft zog. Von dem Augenblick, wo zahlreiche Freiwillige in das amerikanische Heer eintraten, um gegen Deutschland zu ziehen und das englische Mutterland zu schützen, fluteten die Wellen dieses ungeheueren Ereignisses auch über die Vereinigten Staaten, die sich bisher nur soweit um die alte Welt gekümmert hatten, als ihr deren Schicksal Gewinn oder Verlust bedeutete. Auch Angehörige solcher Familien zogen in den Streit, deren Vorfahren früher einmal aus Deutschland ausgewandert waren. Unter ihnen befand sich auch der jüngere Bruder Johns. Er war, weil ihm die Aussicht auf eine leitende Stelle im väterlichen Geschäft verwehrt war, eher Abenteuern zugänglich, als der ältere Bruder. Man ahnte nicht, als der junge Mann voller Hoffnungen die Heimat verließ, daß er nicht wiederkommen sollte. In einem jener mörderischen Kämpfe in Flandern, in welchem sein Regiment in der vordersten Linie eingesetzt worden war, war er ums Leben gekommen, und John war nun der alleinige Erbe des väterlichen Geschäftes, allerdings für einen Preis, den er selbst niemals dafür bezahlt hätte.

Und gerade das war es, was ihn immer wieder beunruhigte, wenn er jetzt an seinem Pulte in die endlosen Zahlenreihen und Posten des väterlichen Geschäftes vertieft war. Ein Bruder von ihm — ein Mensch, der ihm am nächsten von allen stand, ja sogar der einzige Bruder — war gefallen im Kampfe gegen ein Land, in dem noch vor einigen Jahrhunderten seine Familie zu Hause gewesen war. Was hatte dieses Land verschuldet, daß er, ein später Nachfahre, jetzt sein Leben im Kampfe dagegen aufs Spiel gesetzt hatte? Man redete insgeheim davon, daß die Interessen der Wirtschaft, die Rücksicht auf das in Europa untergebrachte Kapital, der eigentliche Grund dafür gewesen war, daß die Vereinigten Staaten in die Verhältnisse der alten Welt eingegriffen hatten. Aber warum waren vor Jahrhunderten jene Familien aus Deutschland ausgewandert, sodaß jetzt ihre Nachkommen gegen ihre einstige Heimat die Waffen erhoben hatten? Aus den Briefen des Gefallenen, der mit vielen Söhnen ursprünglich deutscher Familien im amerikanischen Heere gekämpft hatte, ging, wenn auch vielfach nur als schüchterne Andeutung, hervor, daß es meistens die Landnot war, die diese Menschen aus ihrer Heimat vertrieben hatte. Was ihnen das alte Deutschland nicht gab, hatte ihnen die neue Welt in Hülle und Fülle verheißen. Sie hatten dort eine neue Heimat gefunden, über die ihnen die eigentliche allmählich verloren gegangen war. Der Gefallene hatte manchen Mitkämpfer kennengelernt, der nicht mehr ein Wort Deutsch verstanden hatte.

So war in das bisher so rührig verlaufene Leben Johns ein gewisser Zwiespalt gekommen. Es lebte etwas, wenn auch nur dumpf, in seinem Blute, das ihn in gewissem Sinne an die alte Heimat seiner Familie band. Es war beinahe nur noch eine Erinnerung, aber es war etwas, über das man zum mindesten nicht mehr ganz gleichgültig hinweggehen konnte. Es war das Bewußtsein einer alten Schuld, welche die Familie auf sich genommen hatte. Man mußte zum mindesten einmal hinüber nach Deutschland, um das Land, das endlich nach schwerem Ringen niedergeworfen war, näher in Augenschein zu nehmen. John hatte niemals an die Märchen geglaubt, die eine geschäftstüchtige Presse über Deutschland verbreitet hatte. Man mußte der Sache auf den Grund gehen. Man mußte zu einem einwandfreien Urteile gelangen, wie das Land, aus dem einstmals seine Väter ausgewandert waren, beschaffen war. Vielleicht ließ sich durch eine ansehnliche Stiftung das Unrecht — wenn ein solches überhaupt geschehen war — wieder gutmachen. Und hatte nicht die Familie Johns, dessen Bruder im blühenden Lebensalter gefallen war, schon so etwas wie die Schuld abgetragen, die sie gegenüber dem Lande ihrer Vorfahren auf sich genommen hatte?

Und so sehen wir denn John, der unterdessen das fünfundzwanzigste Jahr erreicht hatte, auf der Reise nach Deutschland, wo er zunächst eine Anzahl angesehener Handelsstädte besuchte und bei alten Geschäftsfreunden des Vaters vorsprach — wie zur Entschuldigung dafür, daß er diese Reise überhaupt angetreten hatte. Wir sehen ihn in Mitteldeutschland und in der Stadt, von der seine Väter einst ausgewandert waren. Er brachte dort einige Wochen zu, nicht ohne hin und wieder Ausflüge in die Umgebung zu machen. So beschloß er eines Tages auch, ein paar Tage im Gebirge zu verweilen, das sich nicht weit von der Stadt hinzog und dessen Höhen von hier aus bereits sichtbar waren. Ein Ungefähr, ein Zufall bestimmte ihn, an der ersten Station auszusteigen, wo das Kraftfahrzeug auf waldbedeckter Höhe — der ersten, die es erreicht hatte — anhielt. Er kehrte in dem daneben liegenden Gasthofe ein, wo ihn die wohltätige Ruhe und der anheimelnde Name Marienhof bestimmte, für einige Tage dazubleiben. Der erste Entschluß, eine flüchtige Eingebung, wurde entscheidend für ihn. Er beschloß, sich hier, inmitten der Gebirgswälder und doch mit dem Ausblick auf die mannigfache Hügelwelt, häuslich niederzulassen und erst dann wieder von hier wegzugehen, wenn er wieder die Rückreise über das große Wasser antrat.

* * *

Der Einzug des seltsamen Gastes bedeutete für die Bewohner des Marienhofes ein Ereignis, aber auch einen Umsturz, dem sich keiner, auch nicht der biedere Hausknecht, entziehen konnte. Die Gäste, die sich hier für kurze oder längere Zeit aufhielten, hatten sich fast unbewußt den Lebensgewohnheiten des Hauses eingefügt und betrachteten dieses sozusagen nur als Ruhepunkt, nach dem man bei den täglichen Wanderungen in die Umgebung immer wieder zurückkehrte. Bei John White war das Gegenteil der Fall, insofern ihn die Umgegend zunächst fast kaum zu interessieren schien. Dafür nötigte er das Personal von Tag

(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Schwere Arbeit am Berghang

Unser Bild ist charakteristisch für die Arbeit unserer erzgebirgischen Landwirte, die härter und schwieriger ist als im Tiefland, wo ein fetter, fruchtbarer Boden leichtere Lebensbedingungen schafft als der steinige Hang in unserem Erzgebirge. Und doch wird unser Herz froh, wenn wir gerade jetzt im Herbst unsere Landwirte wieder mit schweren Schritten hinter dem Pflug schreiten sehen:

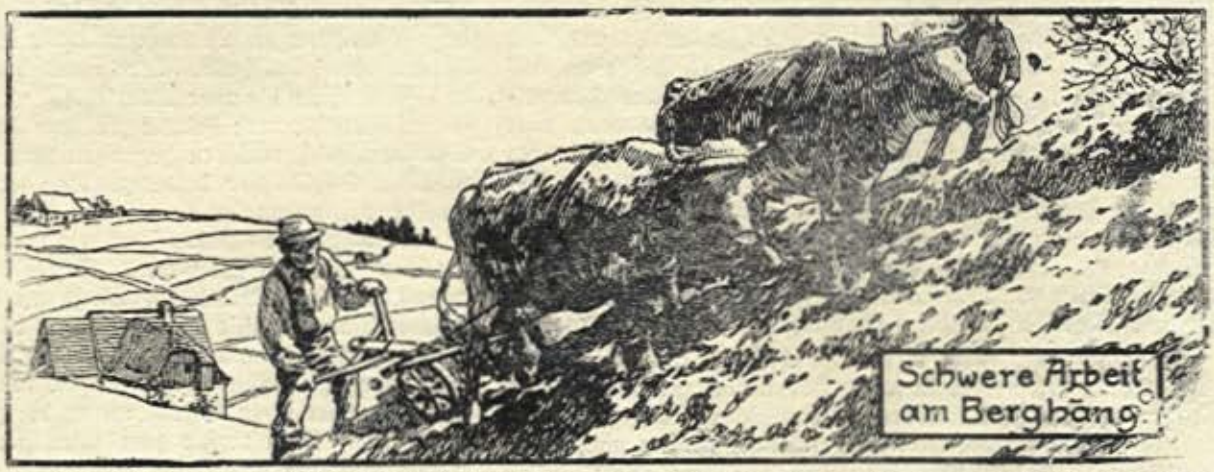
Wir pflügen ein Neues,

nachdem uns Gott eine reiche und schöne Ernte beschert, nachdem wir voll Dankbarkeit zum Erntedankfest rüsten. Als im Sommersonnengold die Aehren reiften und der Bergwind linde über die rauschenden Felder ging, da spürten wir etwas von dem Segen Gottes, der auf dem Reichsnährstand liegt, der unser erzgebirgisches Bauerntum zusammenschließt, als den wichtigsten und ersten Stand, der in unserem Volke lebt. Ja, vor einem reifen Aehrenfelde sollst Du dankbar Deine Hände falten, denn Gottes Gabe ist es, die dem Volke hier zur Ernte

reift, und kein anderer als der erzgebirgische Landwirt selbst weiß es:

An Gottes Segen ist alles gelegen.

So steht über aller Arbeit des Landwirts Gottes Güte, der uns vor Wetterschaden behüten, der Regen und Sonnenschein zu seiner Zeit über das Land senden muß, soll alles, was wir tun, wohlgelingen. Freilich, in keinem Stand gibt es wohl auch so viel und so fleißig zu arbeiten, wie gerade im Stande der Landwirte. Das war schon immer so: wenn nach Feierabendglockenklang der Stadtarbeiter die stille Einsamkeit unserer Felder, zwischen Wald und Bergen gebettet, aufsuchte, dann war noch immer bis zur sinkenden Sonne der Landwirt mit seinem Gespann da draußen auf dem Felde und mühte und plagte sich, auf daß die Scheuer voll werde und die Sorge ums tägliche Brot für das nächste Jahr behoben ist.



Die Arbeit des Landwirts in unserem Erzgebirge

einmal kennen zu lernen, hatte die Kreisbauernschaft Annaberg am Sonnabend, den 14. September, zu einer Pressefahrt aufs Land geladen, und wir zeigen unseren Lesern einige sehr interessante und belehrende Aufnahmen, die unser Presse-Photograph auf der Fahrt durchs erzgebirgische Land aufgenommen hat. Die Erklärungen, die wir den einzelnen Bildern beigegeben haben, schaffen zugleich die nötige Aufklärung. Der karge Boden unserer Erzgebirgskammgegend bedarf bekanntlich einer besonders sorglichen Pflege. Der Boden wird durch Unwetter oft weggeschwemmt oder weggeweht, sodaß der erzgebirgische Landwirt oft neues Land hinzutragen und vor allem für eine gute Düngung sorgen muß, wenn die Ernte erträglich werden soll. So hatte auch die Besichtigungsfahrt gezeigt, daß im Erzgebirge vor allem der Viehbestand im Verhältnis zu den oft ganz kleinen Wirtschaften sehr hoch ist. Diesem Bedarf an einem besonders hohen Viehbestand gibt Anton Günther in einem sehr charakteristischen Lied Ausdruck, welches wir unseren Lesern hier zu Abdruck bringen wollen.

Schafft Vieh ins Haus.

Schafft Vieh in Haus, 's werd Wuhlstand draus, da Nut die huppt zen Fanster naus. Fangt ah erst mit 'ren Ziech! 's wechst manichs Grasl, wos verdorrt, in Wald on Haad ah maning Ort, fangt ah, es is kaa Lüch, halt eich a Stückl Viech!

Schafft Vieh in Haus, 's werd Wuhlstand draus, da Nut die huppt zen Fanster naus. Ben Viech habn mr Butter on Quark on Milich. Larnt när 's Malkn ihr Mad, guckt net of 'ren abgeputztn Klaad, es Vich macht gesond on stark, 's gitt Milich, Butter on Quark.

Bilder von der Erzgebirgs-Pressefahrt

(Fortsetzung vom Gedicht **„Schafft Vieh in Haus"** von Seite 4)

Wenn a Sorgn mich gedrückt habn, wußt nimmer wuhie, warsch Pfeifel gedämmt, nochert warsch wieder schü.

Schafft Vieh in Haus, 's werd Wuhlstand draus, da Nut die huppt zen Fanster naus. Riecht aa dr Stall nooch Mist. Dr Mist is besser wie Gald on Gut, weil dar da Wiesn dünga tut, on alles, wos mr ißt, ze alln do braucht mr aa Mist.

Schafft Vieh in Haus, 's werd Wuhlstand draus, da Nut die huppt zen Fanster naus. Nammt Schaufl, Hack on Haa! Hackt Rosn em, leecht Ardeppl nei, in Winter werd wos ze assn sei, on Futter wechst nort aa, drem auf mit Schaufl on Haa!

Schafft Vieh in Haus, 's werd Wuhlstand draus, da Nut die huppt zen Fanster naus. Nammt wieder da Saaf zer Hand! Ihr Gonga, Bossn, wie ihr seid, fangt när frisch ah, es is noch Zeit, bebaut eier Stückl Land, Nammt wieder da Saaf zer Hand.

Die Pressestudien-Kommission und die Vertreter der Bauernschaft besichtigen (Bild oben) den kleinen Wirtschaftsbetrieb von Otto Reißig in Neudorf und (Bild unten) die Siedlungen in Schönfeld.

Schafft Vieh in Haus, 's werd Wuhlstand draus, da Nut die huppt zen Fanster naus. Host du a Flackl Ard, bebau dei Fald mit frischn Mut, weil dr Segn när in dr Arwit ruht. Nort hot erst 's Labn en Wart; bebau dei Flackl Ard!

* * *

Wenn wir den Text, den wir z. T. aus dem lustigen Günther-lied entnommen haben, verfolgen, da erkennen wir in ihm das Problem der erzgebirgischen Landwirtschaft. Es ist doch so, wenn wir nicht Vieh ins Haus bringen, dann sieht es auch auf unseren Feldern trostlos aus, dann fehlt dem kargen erzgebirgischen Boden die Nahrung, die er braucht, um unter erschwerten klimatischen Verhältnissen das erzgebirgische Bauernvolk zu nähren. Ein überaus bescheidenes Bergvölkchen ist das, auch das lesen wir aus den Strophen des Liedes heraus, und diesen Eindruck gewannen wohl auch die Pressevertreter, die in der letzten Zeit durch unser Erzgebirge fuhren. Wie schlicht und wie einfach und dabei doch so traut ist die erzgebirgische Bauernstube, in der die Bäuerin ihr Reich hat. Hier spielt sich das Familienleben ab, und Knechte wie Mägde sitzen fröhlich mit bei Tisch zu den Mahlzeiten, bei denen die Erzeugnisse des eigenen Bodens natürlich den Hauptbestandteil bilden. Wenn jetzt die langen Abende wieder beginnen und die Feldarbeit mehr und mehr ruht, dann wird Geselligkeit gepflegt. Ziehharmonika und Mundharmonika oder auch eine Laute erklingen aus trauter Stube, und unseres Toler Hans Tonl's Liederreichtum feiert in solchen Stunden Auferstehung. Wir begrüßen es aber auch, daß unsere „Erzgebirgischen Heimatblätter" fast überall in den Stuben der erzgebirgischen Landwirte zu finden sind. Sie helfen ebenfalls dem Bauern die langen Winterabende vertreiben, und wir werden uns immer bemühen, einen reichen Unterhaltungsstoff zu bieten. Wer von unseren erzgebirgischen Bauern sei Hamit liebt, liebt a sei erzgebirgisches Hamitblatt. Glück auf!

Zu unserem Bild 1: Dr. Schützhold-Annaberg erklärte den Pressevertretern in Schlettau die Flureinteilung eines bäuerlichen Versuchsbetriebes für Grünlandwirtschaft vor und nach der Umstellung auf neuzeitlichem Feldfutterbau und Weidewirtschaft. — Bild 2: **Schlettauer Anlage zur Konservierung der Grünfuttermittel für den Winter** bei dem Landwirt Emil Schmiedel. — Bild 3: Die Pressevertreter besichtigten auch **die Vogelschutzstation in Schlettau,** wo ihnen Rechtsvertreter Erler eine genaue Erklärung gab.

(Fortsetzung von Seite 3.)

zu Tag mehr, sich nach seinen Gewohnheiten und Ansprüchen zu richten, zumal er mit dem Gelde nicht geizte und einen Pensionspreis bezahlte, an den man im Marienhof keineswegs gewöhnt war. Es genügte nicht, daß er sich fast eigensinnig täglich einen bestimmten Platz zu den Mahlzeiten vorbehalten ließ, sodaß dieser anderen Gästen nicht zugänglich war. Er wechselte in dieser Hinsicht je nach dem Wetter zwischen der altertümlichen Gaststube, der Veranda und der Terrasse, wo die Gäste sich dem Waldreichtum des Gebirges am nächsten fühlten, da die Wipfel der Tannenbäume fast bis an das Grundstück heranreichten. Das unsichtbare Regiment, das er führte, begann vielmehr schon beim ersten Frühstück: bald waren die Eier zu weich, bald zu hart, bald war das Fleisch, das schon jetzt auf den Tisch kam, nicht durchgebraten genug, oder es war dabei ein anderer Mangel vorhanden, der zu empfindlichen Rügen Anlaß gab. Es verstand sich von selbst, daß der Fremdling mit der deutschen Mittagsmahlzeit nicht zufrieden war, sondern dafür den amerikanischen Lunch verlangte, um erst gegen Abend die eigentliche Hauptmahlzeit des Tages einzunehmen. Er aß hastig, aber niemals, ohne die Beschaffenheit der Speisen, die Zeit ihrer Zubereitung und dergleichen aufs genaueste geprüft zu haben. Die Hausgenossen wurden darüber belehrt, daß man auf dem großen Dampfer, auf dem er nach Deutschland gekommen sei, eigens einen Apparat gehabt habe, der das Abkochen der Eier auf das sorgfältigste überwachte, um die verwöhnten Ansprüche der amerikanischen Gäste völlig befriedigen zu können. So hatte der Hausknecht nicht nur einmal nach der nächsten gewerbefleißigen Stadt im Tale hinabzusteigen, um das anzuschaffen, was für den jetzt gänzlich umgestellten Haushalt vonnöten war. Er brauchte sogar Geräte, die nicht einmal dort zu haben waren und die dann von auswärts, von besonderen Geschäften, bezogen werden mußten. Dabei war John, etwa im Bewußtsein der reichen Mittel, über die er verfügte, keineswegs aufdringlich. Er herrschte, ohne daß man seinen Anordnungen irgendwelchen Widerstand entgegensetzte. Es gehörte zu seinen Gewohnheiten, so zu leben — warum hätte er davon abweichen sollen, wenn ihm die Mittel, alles zu erreichen, was er sich wünschte, in reichlichem Maße zur Verfügung standen?

Denn John White blieb auch jetzt noch der Amerikaner — ganz abgesehen von der gänzlich veränderten Umgebung, die seit einigen Tagen in den Wäldern des Gebirges auf ihn einwirkte. Sein Bereich blieb nach wie vor die Zahl, aber nicht die mystische Zahl, die der Ausdruck kosmischer Schwingungen ist, sondern diejenige, die täglich und stündlich zur Mehrung des eigenen Besitzes beiträgt. So sehr ihm auch jetzt die Rechnungsbücher fehlten, in die er tagaus, tagein die Posten des väterlichen Geschäftes einzutragen pflegte, so verriet doch seine tägliche Lebenseinteilung, daß er auch jetzt noch nur in diesem Sinne zu denken gewöhnt war. Er übertrug sie als etwas ganz Gewohntes auch auf die Bewohner des Marienhofes. So hatten diese nichts mehr zu tun, als aufs genaueste seinen Wünschen nachzukommen. Das ging sogar soweit, daß auswärtige Gäste sich in dieser Hinsicht zurückgesetzt sahen und auf das Essen länger warten mußten als sonst, da die Küche eine zeitlang ganz für die Wünsche des auswärtigen Gastes zur Verfügung stand. Der biedere Hausknecht wanderte öfters in die Stadt im Tale hinunter, als es im Interesse der Wirtschaft zu liegen schien. Saß John auf der Terrasse oder in der Veranda, so war damit zu rechnen, daß sich um seinen Tisch ein luftleerer Raum bildete, da die Atmosphäre, die er um sich verbreitete, im Vergleich zu der der übrigen Gäste eine gänzlich andere war. Dabei war festzustellen, daß seine Anwesenheit dem Besuche der Gaststätte keinen Abbruch tat. Es kamen im Gegenteil mehr Gäste als sonst in die stille Waldgegend herauf, da sich die Kunde von dem seltsamen Fremdling weit in der Umgegend verbreitet hatte.

* * *

Es war an einem schönen Sommertage — die Vögel schwangen sich in dem nahen Tannenwalde von einem Ast zum andern, und aus der Ferne klangen melancholisch die Glöckchen der Schachtanlagen herüber, die auf den Anhöhen über den noch immer nicht ganz ausgebeuteten unterirdischen Schätzen des Gebirges Wache hielten. John saß auf der Terrasse als einziger Gast und nahm das Frühstück ein, das ihm von Maria, der einzigen Tochter des Hauses, dargereicht wurde. Sie war die erste, die sich in die sonderbaren Gewohnheiten des Gastes am ehesten eingearbeitet hatte. Sei es, daß es ihr ein gewisses Vergnügen bereitete, oder aus unbewußtem Interesse für die sonderbare Welt, in die sie hier das erste Mal in ihrem Leben hineinschaute. Von der Natur mit einer stillen und doch anziehenden Schönheit ausgestattet, stand das blonde Mädchen, das jetzt erst das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, sicher im Leben und in den Gewohnheiten der Heimat, ohne sich aber die Möglichkeit entgehen zu lassen, auch einmal in das Denken anderer Menschen einen Blick zu tun. Sie war zur unentbehrlichen Stütze der alternden Mutter geworden. Zu manchen Zeiten wurde ihr von dieser fast der ganze Haushalt überlassen. So überwachte sie auch die Bedienung Johns, der sich in ihrer Nähe wohler zu fühlen schien als in der des Vaters, mit dem er kaum mehr als ein paar Worte am Tage wechselte. Es hatte sich allmählich ein Verhältnis geräuschloser Duldung zwischen John und Maria herausgebildet, die er im übrigen, wenn sich ein längeres Gespräch zwischen ihnen entwickelte, mit der amerikanischen Betonung Fräulein Mary zu nennen pflegte. Beide fühlten, daß sie im Laufe der Zeit, in der John hier oben im Gebirge wohnte, einander sozusagen unentbehrlich geworden waren in dem Sinne, daß ihr Dasein gewisse Berührungspunkte miteinander hatte — an sich rein äußerlich und mit dem Ablaufe des täglichen Lebens verbunden, aber doch so, daß sich ihr Leben eine zeitlang nach ihnen einstellen mußte.

„Sie haben mir noch nicht erzählt, Fräulein Mary, warum Ihr Anwesen Ihren Namen trägt. Es scheint ein altes Gebäude zu sein, in dem Sie wohnen. Bei uns in Amerika hätte man es schon längst niedergerissen und ein modernes Haus daraus gemacht."

„Der Hof ist nicht nach mir genannt", war die Antwort des Mädchens. „Es ist vielmehr umgekehrt nach einem alten Brauche, der sich in unsere Familie erhalten hat. Es ist Brauch bei uns, daß jedesmal das erstgeborene Kind, wenn es ein Mädchen ist, den Namen Maria erhält."

Der amerikanische Gast stutzte einen Augenblick, da er auf diese Lösung der Frage offenbar nicht vorbereitet war.

„Und der Marienhof? Warum sind die Leute dazu gekommen, ihn so zu nennen?"

„Er ist nach der heiligen Maria genannt", war die Antwort. „Wie lange unser Hof steht, weiß ich nicht. Aber es heißt, daß in der Nähe einmal, als der Wald noch viel dichter war wie jetzt, ein Brunnen gestanden hat, der nach ihr genannt war. Von hier aus soll auch der Hof den Namen bekommen haben."

John schwieg noch immer, da ihm diese Beziehung auf die heimatliche Sagenwelt etwas ganz Unverständliches war.

So fuhr das Mädchen fort:

„In der Nähe soll es auch einen Stein gegeben haben, in welchem Fußtritte eines Menschen zu sehen sind. Das sollen die Spuren der Maria sein, als sie über das Gebirge zu ihrer Base Elisabeth gegangen ist. Aber es sind vielleicht nur Vertiefungen gewesen, die man als Tritte eines Menschen angesehen hat."

Die Erklärung schien John durchaus einleuchtend.

„Man darf nicht alles glauben, was die Menschen sagen, Fräulein Mary. Besonders im Geschäftsleben kann man nicht vorsichtig genug sein. Ich habe einen Bekannten gehabt, der auf sein bloßes Zutrauen hin sein ganzes Vermögen verloren hat."

„Immer nur Geschäft und Vermögen", dachte Maria im stillen. Es kam wie etwas ganz Plötzliches über sie, als sie die Frage tat, die sie sonst vielleicht als etwas Voreiliges empfunden hätte:

„Warum sind Sie eigentlich herauf ins Gebirge gekommen, Herr White?"

„Ich wollte von der großen Stadt, wo vor Jahrhunderten meine Voreltern lebten, einmal eine Fahrt ins Gebirge machen. Ich stieg an der ersten Station auf der Höhe aus und bin hier-

geblieben. Von hier sehe ich das ganze Gebirge bis zum Kamm hinauf."

„Sie müßten sich aber doch einmal in der Gegend selbst umsehen, Herr White. Vor allem in der Bergstadt, wo in einigen Wochen ein großes Bergfest ist. Oder Sie müßten einmal zu der Mühle wandern, die dort etwas abseits vom Tale liegt. Wenn Sie wollen, können Sie auch bis zur nächsten Haltestelle fahren und von dort zu Fuß gehen."

„Ich bin in den Rocket Mountains gewesen, Fräulein Mary, und in den Colorado Springs, und dort immer zu Fuß gewandert. Es gibt dort tagelang keine Gasthöfe, sodaß ich im Zelt übernachtet bin."

Maria ließ unwillkürlich ihre Blicke über das Gebirge schweifen, das, von der sommerlichen Wärme durchflutet, in ruhiger Klarheit dalag. Sie suchte wie nach Vergleichen zwischen den heimischen Bergen und den amerikanischen, bei denen sie wenigstens von den Colorado Springs eine wenn auch unklare Vorstellung hatte.

„In unserem Gebirge gibt es viel Seltsames und Wunderbares, und schon viele Gäste haben das gesagt, die von außen zu uns gekommen sind. Sehen Sie den dünnen, feinen Rauch, der dort oben am Abhange jenes Berges aufsteigt?"

John gab sich Mühe, mit den Augen dem schlanken Arm des Mädchens zu folgen, der hinüber über das Tal wies, wo sich fast unvermittelt eine mächtige Hügelkette emportürmte.

„Dort drüben führt eine Bahn um den Gipfel des Berges herum. Wenn Sie auf ihr fahren, sehen Sie beinahe das ganze Gebirge zu Ihren Füßen liegen. Reisende haben gesagt, daß sie beinahe auf der ganzen Welt nicht mehr etwas Aehnliches gesehen haben."

Damit war das Gespräch der beiden vorerst beendet, und Maria räumte den Frühstückstisch ab, da sie wußte, daß der Gast jetzt mit Briefschreiben und Rechnungen beschäftigt war. Er blieb bis zur nächsten Mahlzeit unbehelligt mit Ausnahme der Post, die zu dieser Zeit vom Tale heraufkam. Aber es war doch bei John etwas zurückgeblieben von dem Gespräche, das darauf wartete, in die Tat umgesetzt zu werden. Er hatte an jenem Tage, als er im Marienhof eingekehrt war, eigentlich das Gebirge selbst besuchen wollen. Das ließ sich jetzt nachholen, da sein Standquartier hier oben am Eingang gelegen war. Er konnte, selbst wenn er mit der von dem Mädchen bezeichneten Bahn fuhr, noch an demselben Abend zurück sein, hatte also selbst im ungünstigen Falle nichts verloren als ein paar Stunden am Tage, die er sonst auf andere Weise zugebracht hätte. Die Bemerkung Marias, daß jene Gebirgsbahn kaum auf der ganzen Welt etwas Aehnliches habe, das mit ihr zu vergleichen sei, hatte ihn zudem gereizt, der Sache auf den Grund zu gehen. Es lag ein Vergleich zwischen der alten und der neuen Welt darin, der beinahe zu Gunsten der ersteren ausgefallen zu sein schien.

* * *

So trat in der Lebensweise Johns insofern eine Veränderung ein, als er kleinere Wanderungen in die Umgebung machte, von denen er immer an demselben Tage zurück war. Er pflegte sie nach dem Lunch zu unternehmen, der aus diesem Grunde eine volle Stunde vorverlegt wurde — ein Ereignis, das zur Genüge bewies, eine wie wichtige Veränderung im Leben des Amerikaners vor sich gegangen war. Das Diner gegen fünf Uhr blieb als ruhender Punkt in dieser Veränderung der Dinge auch weiterhin bestehen. Uebrigens legte John nicht einmal besonderen Wert auf das Essen. Er nahm die Speisen ziemlich hastig und gleichgültig zu sich, nicht ohne an der Zubereitung, vor allem dem Wärmegrad der betr. Speisen, beständig Kritik zu üben. Er hatte sich zudem daran gewöhnt, die täglichen Mahlzeiten mit gewissen von außen an ihn herantretenden Ereignissen in Verbindung zu bringen. Da war die Post, die gerade zum Frühstück eintraf, sodaß dieses mit einer angenehmen Zugabe verbunden war. Wenn der Lunch eingenommen wurde, hielt gerade der Personenkraftwagen an dem Hofe und erinnerte an die Zeit, in der der amerikanische Gast zum ersten Male den Marienhof betreten hatte. Die Hauptmahlzeit fiel mit der Stunde oder vielmehr Viertelstunde zusammen, in der drüben, jenseits des Tales, in der Nähe des Gipfels ein leichter, dünner Rauch aufstieg. Das war das Zeichen, daß der Nachmittagszug der Höhenbahn jetzt diese Stelle erreicht hatte, wo er angesichts der ganzen Gebirgswelt um den waldbedeckten Gipfel herumfuhr. Er machte dann auf einem der kleinen Bahnhöfe Halt, um dann nach einigen Minuten, wie vom Walde verschlungen, in das Innere der Bergwelt einzutreten.

So stieg John an einem schönen Vormittage die Anhöhe hinab, um zunächst der Mühle im Talgrunde, von der Maria geredet hatte, einen Besuch abzustatten. Es war für ihn ein eigentümliches Gefühl, eine Stunde lang im Walde zu wandern, obwohl dort der sorgsam gebahnte Weg beständig an die Kultur erinnerte, die sich auch hier in langen Linien durch das Gebirge zog. Er war von Amerika her an die ungebändigte Wildnis des Westens gewöhnt oder an die regelmäßigen Formen der Parklandschaft, die sich besonders um die großen Städte herumzog. Was er hier erlebte, war die Urwüchsigkeit des Gebirges, das sich nach allen Seiten und, ohne viel von seiner Ursprünglichkeit zu verlieren, ausbreitete. Nach einer Stunde lichtete sich der Wald, um einem größeren Dorfe Platz zu machen. Es zog sich von hier fast bis zum Talgrunde herab. Es war keine regelmäßige Anhäufung von Hütten und größeren Höfen, sondern ein jedes Bauwesen stand beinahe für sich in einem wohlumfriedigten Gehege, von wo es bescheiden oder behäbig auf das Tal hinabblickte. Es entging John nicht, daß die Bewohner, deren Ausdruck sich in ihren Wohnungen widerspiegelte, hier kein leichtes Dasein hatten. Die Hütten waren vielfach mit Schindeln gedeckt, und auch die Bauernhöfe dehnten sich nur in beschränktem Maße an dem Abhange aus. Aber jedes dieser Anwesen schien gewillt, seinen Platz bis aufs äußerste zu behaupten und auch den Kampf gegen die Unbilden der Witterung aufzunehmen, die hier im Winter offenbar schwer über der Landschaft lag. John sah ein paar Kinder, die das Derbe und Nüchterne, aber auch das Gemütvolle der hier lebenden Menschen widerspiegelte. Ein etwa zehnjähriger Junge hatte offenbar ein Windrad gebaut, das jetzt unter dem Beifein seiner etwas jüngeren Schwester der Bestimmung übergeben wurde. Eine alte Frau schaute vom Fenster aus zu, in deren Antlitz die Zeit tiefe Furchen gegraben hatte. Auf der schmalen, mit Ebereschen bestandenen Dorfstraße kam ein Gefährt mühsam die Höhe herauf. Man merkte es den Bewohnern an, daß sie — im Gegensatz zu Amerika — Zeit zum Leben hatten, aber daß ihnen dies Leben nicht leicht gemacht wurde. Hier im Gebirge hatten Johns Vorfahren vor Jahrhunderten gelebt und waren dann in die Ebene zu der großen Stadt hinabgestiegen. Dann waren sie ausgewandert, um beinahe jeden Zusammenhang mit der deutschen Heimat zu verlieren.

Einige Bewohner des Dorfes sahen dem Fremdling neugierig nach, offenbar bemüht, das Eigenartige seiner Erscheinung mit dem, was sie täglich erlebten, in Einklang zu bringen. Es war John daher nicht unwillkommen, daß die Straße schließlich die letzten Häuser des Dorfes verließ und nun steiler zwischen Wiesen nach dem Tale selbst hinunterführte. Beinahe am Ende des Ortes stand das Kirchlein, das mit seinem auf dem Dachfirst aufgesetzten Turme treuherzig ins Tal hinunterblickte. John sah im Vorbeigehen durch eines der ungefügen, mit einem Gitter versehenen Fenster. Im Hintergrunde des kleinen, mit Bänken bestandenen Raumes thronte in bunten Farben auf einem hölzernen Altar die Großmutter und ihr zur Seite einige Heiligen, die in der Dämmerung des kleinen Gotteshauses miteinander gar wundersame Zwiesprache hielten. Als sich der Weg in langen Kehren durch Nadelwald bis zur Talsohle selbst hinunterzog, erhoben sich auf der anderen Seite bereits kulissenartig die jenseitigen Hügel, die beinahe dasselbe Bild, aber mit mehr Wald, aufwiesen. Die Mühle selbst lag an dem mit Behendigkeit dahinfließenden Gewässer, nicht ohne daß noch ein paar andere Häuser an dieser Stelle, wo die Ufer einigermaßen zurückgetreten waren, Platz gefunden hätten. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Heimat

Erzgebirgssieger im Reichswettkampf der SA.

Im Mittelpunkt der Betätigung der nationalsozialistischen Sturmabteilungen stand in den vergangenen Wochen und Monaten der Reichswettkampf der SA. Auch hier im oberen Erzgebirge waren die kampferprobten Stürme der SA. wochenlang tätig, um innerhalb ihrer Gemeinschaft die Bedingungen des Wettkampfes zu erfüllen. Unser Bild zeigt Obersturmführer Kuhn mit dem Pioniertrupp seines im Reichswettkampf der SA. siegreichen Sturmes 2/244, Annaberg.

Ein alter Brauch lebt wieder auf:

Ein zünftiges Gautsch-Fest in der Buchdruckerei Hugo Voigtmann, Lauter i. Sa.

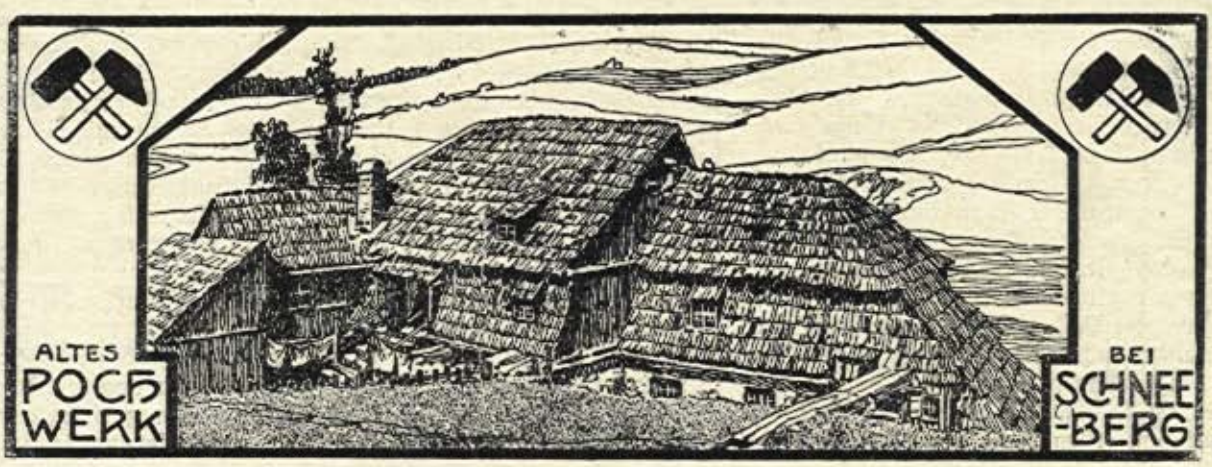
Von altersher galten bei den Jüngern Gutenbergs ihre Zunft und vor allen Dingen die Gebräuche sehr viel. Die vorderste Stelle nahm natürlich das Gautschen ein. Hatte ein Lehrling ausgelernt und war noch nicht gegautscht, so galt er bei seinen Kollegen noch nicht als vollwertig. Durch die Systemherrschaft war dieser Brauch auch ins Hintertreffen geraten, aber durch die zielbewußte Führung unseres Reichskanzlers Adolf Hitler lebte das Gautschen wie viele andere Handwerkersitten neu auf. Zur besseren Verständlichmachung wollen wir so ein Gautsch-„Opfer" selbst erzählen lassen:

Am Freitag, den 23. August 1935, nachmittags 4 Uhr, wurde ich unter einem fadenscheinigen Vorwand aus der Setzerei in den Hof gelockt, um angeblich den Anhänger des Lieferwagens aus dem Hof zu transportieren. Nichts Böses ahnend, begab ich mich in den Hof. Mir fielen zwar die allzu freundlich lächelnden Gesichter meiner Arbeitskollegen auf, aber eine bis zum Rand mit Wasser gefüllte Badewanne sah ich in meinem Eifer nicht. Plötzlich wurde ich von starken Fäusten gepackt, alles Wehren half nichts, ich wurde unter den Klängen der „Donauwellen" in die Badewanne gelegt. Nach dreimaligem, kräftigem Tauchen wurde die Reinigungsaktion durch Schwamm und Gießkanne beendet. Der Gautschmeister, in ein historisch-mittelalterliches Gewand gekleidet — er sah aus, wie aus der Werkstatt Gutenbergs entwichen —, brachte in einer kurzen Ansprache den Sinn und Zweck dieses bei den Jüngern der schwarzen Kunst so sehr gehuldigten Brauches zum Ausdruck. Die Ueberreichung des Gautschbriefes beendete diesen historischen Akt. Die Zuschauer, die sich so zahlreich eingefunden hatten, schüttelten die Köpfe und konnten es sich beim besten Willen nicht erklären, was dies alles zu bedeuten habe. Anschließend fanden wir uns, der Betriebsführer und die übrigen Gefolgschaftsmitglieder, zu einem kräftigen Trunk beim Wehrmann-Guido ein, und hier zeigte sich wieder das gute Einvernehmen und Verstehen zwischen Betriebsführer und Gefolgschaft. Nach Mitternacht gingen auch die, die mich naß gemacht hatten, „naß" nach Hause. Gott grüß die Kunst!

Endstehendes Bild zeigt uns den Altmeister Johann Gutenberg.

*

Der Gautschspruch hat folgenden Wortlaut: „Packt an, laßt seinen corpus posteriorum fallen auf diesen nassen Schwamm, bis triefen beide Ballen; der durst'gen Seele gib ein Sturzbad obendrauf, das ist dem Sohne Gutenbergs die allerbeste Tauf!"

Vom Schneeberger Silber-Bergbau

Von den dreizehn Silberhütten, welche um 1500 im Gange waren, standen acht in der Nähe von Schneeberg, darunter die Georgenhütte im Lindenauer Grunde, welche 1823 noch im Betrieb war, und Katharina Neufang, welche schon 1573 zur Kobalthütte eingerichtet wurde. Fünf Hütten waren in der Schlema. Um 1743 wurde in Schneeberg auch eine Münze errichtet, um den Silberertrag hier, wie in Zwickau, zu münzen. Man prägte Schneeberger Groschen, vulgo „Schnieber" genannt. Von den Silbertransporten her heißt der Ort „Arme Ruhe" vor der Haßlauer Brücke heute noch „Silberstraße". Der Betrieb der Gruben wurde immer schwieriger und weniger lohnend, besonders seitdem der böse Feind, der Kobalt, sich eingestellt hatte. 1560 war „Peter Paul" am Gebirge, 1566 „Armer Wittwe bescheert Glück" in der Stadt, sowie „Auferstehung Christi", 1572 „St. Wolfgang", 1781 der Fürstenstollen „sehr höfflich"; aber 1588 schon gab es keine Ausbeute-Zeche mehr, und seit 1594 hörte der Silberertrag der Schneeberger Gruben vollständig auf. Der Verfall der Zechen wurde 1630 durch den Bruch auf dem Marcus Semmler Stollen vollständig.